



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die Stellung Bismarcks und des Kronprinzen zu Baiern im Winter 1870.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

rats. Über die gedachte Frage der Haftbarkeit finden sich die entgegengesetzten Ansichten in dem von der Kommission erstatteten Berichte (Aktenstück 273 der Anlagen) ausführlich mitgeteilt. Nach unsrer Ansicht sind die Gründe der Minderheit die bei weitem schwerer wiegenden, und sie dürften auch heute noch bei Beurteilung der Frage sich zum Lesen empfehlen.

Wir würden nach dem allen, so weit die beschränkte Haftbarkeit in Betracht kommt, den Gedanken Hammachers nur befürworten können, wenn es möglich sein sollte, für diesen Zweck gewisse Arten von Gesellschaften auszuschneiden, die ebenso, wie die Berggewerkschaften, in ihrem Vermögensbestande den Gläubigern eine Art dinglicher Sicherheit böten. Dem weitergehenden Gedanken Schelhäufers aber stehen wir mit überwiegendem Bedenken gegenüber, wenn wir auch nicht zweifeln, daß er von seinem Vertreter im wohlwollendsten Sinne aufgestellt worden ist.

Ausdrücklich wollen wir noch bemerken, daß wir als Gegensatz der beschränkten Haftbarkeit nicht unbedingt die Solidarhaft sämtlicher Mitglieder im Sinne haben. Die Solidarhaft ist ein gefährliches Institut und führt ebenso leicht zu Ungerechtigkeiten nach der andern Seite. Wohl aber würden sich Formen schaffen lassen, die eine Haftbarkeit der Mitglieder für die Verbindlichkeiten der Gesellschaft unter gleichmäßiger Belastung aller herbeizuführen geeignet wären.



## Die Stellung Bismarcks und des Kronprinzen zu Baiern im Winter 1870.

**A**us gewissen Stellen des vielbesprochenen „Tagebuchs“ war zu ersehen, daß Kronprinz Friedrich 1870 der Meinung gewesen ist, der Eintritt der süddeutschen Königreiche in den Norddeutschen Bund könne und müsse nötigenfalls erzwungen werden, und aus andern Stellen hat man schließen wollen, der Kronprinz habe durch sein beharrliches Mahnen und Drängen den Bundeskanzler, der sehr wenig oder gar keine Neigung für die deutsche Einheit und den Reichsgedanken mit dem Kaiser gehabt habe, diesen Gedanken und die Maßregeln, die ihn damals förderten und schließlich verwirklichten, gewissermaßen aufgenötigt, ihm gehöre also in erster Reihe das Verdienst bei der Schöpfung des neuen Reiches.

Die letztere Behauptung und der damit verbundene Vorwurf gegen Bismarck

sind leicht zu widerlegen. Schon als Göttinger Student sehnte er sich nach der deutschen Einheit so warm und lebhaft wie die Burschenschaft, der er „nur wegen ihrer Mensur- und Bierseue nicht beitrug.“ Wie diese Sehnsucht ihn als Abgeordneten und später als Bundestagsgesandten erfüllte — jetzt freilich die Sehnsucht nach einer erreichbaren und haltbaren Einheit der Deutschen —, ist satfam bekannt, und mit vollem Rechte konnte er am 9. Juli 1879 im Reichstage von sich sagen: „Ich habe von Anfang meiner Karriere an nur den einen Leitstern gehabt: durch welche Mittel und auf welchem Wege kann ich Deutschland zur Einigung bringen, und wie kann ich, wenn das erreicht ist, es befestigen, fördern und so gestalten, daß es aus freiem Willen aller Mitwirkenden dauernd erhalten wird.“ Am 24. Februar 1881 erklärte er ebenda: „Alle Systeme, durch welche sich die Parteien getrennt und gebunden fühlen, stehen für mich erst in zweiter Linie; in erster steht die Nation, ihre Stellung nach außen, ihre Selbständigkeit, unsre Organisation in der Weise, daß wir als großes Volk in der Welt frei atmen können . . . Es giebt Zeiten, wo man liberal, und solche, wo man diktatorisch regieren muß, es wechselt alles, hier giebt es keine Ewigkeit; aber von dem Bau des Reiches, von der Einigkeit der Nation verlange ich, daß sie sturmfrei dastehen, nicht bloß eine passagere Feldbefestigung zur Seite haben.“

Kein Zweifel also, daß Bismarck und der Verfasser des Kriegstagebuchs, das Professor Geffcken auszugsweise veröffentlicht hat, 1870 zu Versailles im wesentlichen dasselbe Ziel vor Augen hatten. Dagegen unterschieden sie sich in ihrer Stellung zu den süddeutschen Staaten, namentlich zu Baiern, und in den Mitteln und Maßen, mit denen vorgegangen werden sollte, sehr erheblich und, durchaus nicht bloß staatsmännisch betrachtet und gewogen, nicht zum Vortheile des Kronprinzen, der als der leidenschaftliche, rücksichtslose, ungeduldige und darum unbillige Gemütsmensch erscheint, während der Kanzler ihm als das Bild des nüchternen, kühlen, sich den Umständen fügenden und sich mit Erstrebung und Erlangung des Wesentlichen begnügenden Politikers, zugleich aber als das des gerechten und billigen Mannes gegenübersteht. Der Kronprinz dachte an Wege, die ihn an Markgraf Gero und die Wendensfürsten sowie an die Schlacht bei Sendling erinnern ließen, was thatsächlich schon einige Wochen vor dem Auftritte in Versailles geschah. Der Kanzler zog den Weg der Treue, der Mäßigung, der Einigung in Güte vor, der zugleich der Weg der Klugheit war.

In den Zeitungen fand man damals eine Schilderung der Stimmung in Baiern, die nach dem Berichte eines süddeutschen Gesandten abgefaßt war und zuverlässig zu sein schien, aber wenig zu der betreffenden Stelle im Tagebuche stimmt. Es heißt darin u. a.:

Die hier mitgetheilten Nachrichten sind größtenteils gut, nur einige davon könnte man sich besser wünschen. Der deutsche Gedanke hat durch den Krieg augen-

scheinlich an Stärke und Verbreitung gewonnen, aber auch das spezifisch bayerische Selbstgefühl hat sich gesteigert. Die Beteiligung der Armee an den Siegen bei Wörth und Sedan, sowie die erheblichen Verluste derselben haben nicht verfehlt, die Begeisterung für den Krieg mit Frankreich durch alle Schichten des Volkes zu verbreiten und dasselbe mit Stolz auf die Leistungen seiner Söhne zu erfüllen. Man ist überzeugt, daß der König den Sieg der deutschen Waffen erhofft und mit allen Anstrengungen zur Erreichung dieses Zieles einverstanden ist. Seine nächste Umgebung ist gut gesinnt. Nicht von allen Ministern läßt sich dasselbe rühmend [z. B. nicht von Bray]. Dem Kriegsminister ist es ohne Zweifel ernstlich um einen glücklichen Ausgang des Krieges zu thun, und er leistet dafür sein Möglichstes. Man kann sich in dieser Hinsicht auf ihn verlassen und annehmen, daß er auch bei den Friedensbedingungen auf der rechten Seite stehen wird . . . . In Betreff einer etwaigen Neugestaltung der deutschen Verhältnisse, die sich aus der Waffen-gemeinschaft des Krieges im Sinne eines dauernden engeren Zusammenschlusses auch im Frieden entwickeln könnte, ist aus dem auch in dieser Hinsicht sehr zuversichtlichen Ton der Presse kein Schluß zu ziehen . . . . Manche einflußreiche Persönlichkeiten sehen die tüchtige Mitwirkung der Baiern bei den deutschen Siegen weniger als den Weg zu größerer Einigung Deutschlands als im Lichte einer Probe der Kraft Baierns und einer Befestigung seiner vollen Selbständigkeit an. Die nicht ultramontanen Partikularisten nehmen ungefähr denselben Standpunkt ein. Sie sind erfreut über unsre Erfolge und stolz auf den Anteil, den Baiern daran hat. Sie bewundern die preußische Kriegsführung und wollen, wie wir, Sicherstellung Deutschlands gegen fernere Angriffe von Westen her. Von einem Anschlusse Baierns an den Norddeutschen Bund, wie er jetzt gestaltet ist, mögen sie aber nichts wissen. In diesen Kreisen wird auch über die Verteilung der eroberten französischen Gebietsteile vielfach gesprochen. Gern würden sie das Elsaß mit Baden vereinigt sehen, vorausgesetzt, daß dafür die badische Pfalz an Baiern abgetreten würde. Bedenken erregt den Einsichtigen, daß Baden und vermutlich auch Württemberg nach dem Frieden die Vereinigung mit dem zum Bundesstaate organisierten Norden verlangen werden. Die Ultramontanen sind noch die alten, obgleich sie ihre Gedanken nicht laut werden lassen. Zum Glück haben sie alles Vertrauen auf Oesterreich verloren, sodaß es ihnen an einer Stütze mangelt, während anderseits die Baiern, welche im Felde stehen, eine ganz andre Meinung von den Preußen gewonnen haben, als sie vor dem Kriege hatten. Dieselben sind des höchsten Lobes voll über die Kameraden aus dem Norden, und zwar nicht bloß wegen deren militärischen Eigenschaften und Leistungen, sondern auch wegen ihrer Bereitwilligkeit, mit ihren militärischen Vorräten auszuweichen, wenn sie damit früher oder reichlicher versehen worden sind als die Baiern. Mehr als einer hat nach Hause geschrieben, daß ihre Geistlichen sie in Bezug auf die Preußen angelogen hätten. Es sei nicht wahr, daß diese alle lutherisch seien; viele seien Katholiken, man habe sogar Feldpatres bei ihnen gesehen. Da die Offiziere ähnlich denken, so wird die zurückkehrende Armee eine wirksame Propaganda gegen den Ultramontanismus und wohl auch gegen den extremen Partikularismus abgeben. [Wohl gemerkt, nur gegen den extremen, der keine Einigung mit dem Norden wollte, nicht auch gegen den, der eine solche zwar zuließ, aber von der Erfüllung gewisser Bedingungen abhängig machte]. Daß die Nationalgesinnten in Baiern sich jetzt mehr wie je fühlen, ist begreiflich. Sie würden auch thun, was sie vermöchten. Nur haben sie in der zweiten Kammer nicht die Mehrheit und in der ersten kaum zwei oder drei Gesinnungsgenossen.

So und nicht wie im Tagebuche standen die Dinge, als Bismarck über die Erweiterung des Norddeutschen Bundes zum deutschen Reiche mit der bayerischen Regierung zu verhandeln begann, und mit Rücksicht auf diese Sachlage, bei der fast nur der gut patriotische Sinn des Königs Ludwig schwer für die Verwirklichung des Einheitsgedankens ins Gewicht fiel, wurden in Versailles Zugeständnisse gemacht. Daß dies den bayerischen Nationalliberalen oder, wie sie damals hießen, der „deutschen Fortschrittspartei in Baiern“ nicht gefiel, daß diese Politiker mit den „Reservatrechten,“ welche die bayerischen Unterhändler sich ausbedungen und erreicht hatten, ebensowenig zufrieden waren, wie anfangs ihre Gesinnungsgenossen in Norddeutschland, beweisen das Minoritätsgutachten des Ausschusses der bayerischen Kammer und die Rede, die Barth als Vertreter dieser Minorität am 11. Januar 1871 hielt. Aus jenem Gutachten aber wie aus dieser Rede ergibt sich unwiderlegbar, daß an eine ganz unveränderte Annahme der Verfassung des Norddeutschen Bundes in Baiern nicht zu denken war, und selbst nach den Zugeständnissen, die der Bundeskanzler dem Partikularismus und Föderalismus gewährt hatte, gelangten die Versailler Verträge doch nur mit zwei Stimmen über die verfassungsmäßige Zweidrittelmehrheit in der Kammer zur Annahme. Wahrscheinlich ist zwar, daß bei einer Verwerfung der Vorlage und einer daraufhin erfolgten Auflösung der Kammer neue Wahlen mehr als die notwendige Zweidrittelmehrheit gebracht hätten, aber die bayerische Krone führte damals den Kampf mit den Widersachern der Vereinbarung, und die Verfassungsänderungen und Vorrechte wirkten als treffliche Gegenbeweise gegen die Unwahrheiten und Uebertreibungen der Preußenfeinde. Alles wäre anders gekommen, wenn man gegen den Willen der Krone und die Vorurteile der großen Masse der Bevölkerung rücksichtslos, wie der Verfasser des Kriegstagebuches verlangte, den Anschluß Baierns hätte erzwingen wollte. In dieser Überzeugung haben damals die Wortführer der nationalgesinnten Parteien in Berlin eifrig für die Annahme der Versailler Verträge gesprochen, und die spätere Zeit hat bewiesen, daß die Mehrheit des Norddeutschen Reichstags weise handelte, als sie in diesem Sinne votirte.

Dabei sehen wir unfernteils von der moralischen und von der allgemeinen europäischen Seite der Frage ab und lassen Bismarck selbst ein paar Worte darüber sagen. Als der Traktat mit Baiern fertig war und unterzeichnet werden sollte, bemerkte er (wir berichten nach Moriz Buschs „Graf Bismarck und seine Leute.“ 2. Band): „Die Zeitungen werden damit nicht zufrieden sein, und wer einmal in der gewöhnlichen Weise Geschichte schreibt, kann unser Abkommen tadeln. Er kann sagen: der dumme Kerl hätte mehr fordern sollen, er hätte es erlangt, sie hätten gemußt, und er kann Recht haben — das heißt mit dem Müßigen. Aber was sind Verträge, wenn man sie abschließen muß. Mir lag mehr daran,\* daß die Leute mit der Sache innerlich zufrieden waren, und ich

weiß, daß sie vergnügt fortgegangen sind. Ich wollte sie nicht pressen, die Situation nicht ausnutzen. Der Vertrag hat seine Mängel, aber er ist so fester. Ich rechne ihn zu dem wichtigsten, was wir in diesem Jahre erreicht haben.“ Einige Tage nachher äußerte er über die vielen Stimmen in der Presse, denen die in Rede stehende Übereinkunft zu wenig zu bieten schien: „Ich habe mirs gleich gedacht; es mißfällt ihnen, daß gewisse Beamte bayerische heißen sollen, die sich doch ganz nach unsern Gesetzen richten müssen. Mit dem Militär ist ebenso. Die Biersteuer ist ihnen auch nicht recht; als ob wir das nicht jahrelang im Zollvereine gehabt hätten! Und so haben sie noch allerlei auszusetzen, wo doch alles Wesentliche erreicht und gehörig fest gemacht ist. Sie thun, als ob wir den Krieg gegen Baiern geführt hätten, wie 1866 gegen Sachsen, während wir doch jetzt die Baiern als Bundesgenossen zur Seite haben. Ehe sie den Vertrag gut heißen, wollen sie lieber warten, bis sie die Einheit kriegen in der ihnen genehmen Form. Da können sie lange warten. Ihr Weg führt zur Verschleppung, wo es doch rasch handeln heißt. Zögern wir, so gewinnt der böse Feind Zeit, Unkraut dazwischen zu säen, und wenn das aufgeht, wenn Beust Gelegenheit findet, uns seinen Keil in die Fuge zu stecken, so können sich diese Tadler auf dem Altare des Vaterlandes totschlagen lassen, es wird doch nichts aus ihren Wünschen. Der Vertrag sichert uns viel; wer alles will, wird es möglich machen, daß nichts erlangt wird.“

Wir begegnen hier einer Eigenschaft des Kanzlers, die wir auch sonst in seinem Leben vielfach beobachten können, und die, wenn sie auch neben seinen glänzenderen weniger ins Auge fällt, doch in Verbindung mit möglichster Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit im diplomatischen Verkehr ganz besonders geeignet war, ihm das Vertrauen der deutschen und nicht minder das Vertrauen der auswärtigen Fürsten und Mächte zu verschaffen oder zu erhalten, womit er bisher den Frieden im Reiche und in ganz Europa zu wahren im stande gewesen ist. Es wird gut sein, diese Gabe einmal mit einigen Beispielen hervorzuheben und zu betonen, schon weil sie als nicht sensationell selten so beachtet wird, wie es ihr gebührt. Wir bewundern den genialen Instinkt des außerordentlichen Mannes, seinen immer originellen, in der Kritik wie in der Produktion gleich mächtigen, mit heroischer Willenskraft verbundenen Verstand. Wir bewundern in seinem Denken und Thun ein vollkommen reines Rechnen mit klar erkannten Kräften und Thatsachen, dem es beim Ausdrucke seiner Ergebnisse und deren Anwendung doch nicht an gewinnender Wärme und poetischem Glanze fehlt. Wir beobachten ferner bei seiner Politik trotz vielfachem Wechsel der Mittel, der Neben- und Zwischenziele eine Konsequenz, die fest und streng den Hauptzweck im Auge behält, einen weitreichenden Überblick über die Wege und Seitenpfade zu dessen Erreichung, eine feine und sichere Hand in der Behandlung der dabei vor allem in Betracht kommenden maßgebenden Personen, die Gabe, im rechten Augenblicke zuzugreifen und zuzuschlagen, sonst zu vertagen, und eine fast

beispiellose Geschicklichkeit, den Gegner unvermerkt dahin zu lenken, daß er sich vor der Welt selbst ins Unrecht versetzt. Wir sehen aber endlich auch in ihm neben gewaltiger Energie des Willens, größter Entschlossenheit, Unerblichkeit und Beharrlichkeit, Charakterzügen, mit denen er vor nichts Notwendigem zurückschreckt, in ungewöhnlichem Grade jene Regeln der staatsmännischen Kunst verkörpert und gewissermaßen zur zweiten Natur geworden, welche Mäßigung und Billigkeit vorschreiben, die Denkart, die nur das Wesentliche fordert und darum bereitwillig zur Vereinbarung über Nebensächliches die Hand bietet.

Als 1866 in höhern Kreisen des Feldlagers in Mähren der Besitz ganz Sachsens oder wenigstens eines großen Teils desselben, Nordböhmens und des einst den Hohenzollern gehörigen Nordbairerns, ins Auge gefaßt war, riet Bismarck, von den eroberten Landstrichen nur Hannover, Hessen und Nassau mit Frankfurt zu behalten, weil dadurch die große Lücke zwischen der östlichen und der westlichen Hälfte der preussischen Monarchie ausgefüllt werde und die betreffende Bevölkerung der preussischen im großen und ganzen homogen war. Eine Teilung Sachsens würde, so erklärte er, Verbitterung in dem übrigbleibenden Teile hervorrufen und dem beabsichtigten neuen deutschen Bunde ein verstimmtes und unsicheres Glied anfügen. Ganz Sachsen zu beanspruchen, würde bedenklich sein, da Österreich dann wahrscheinlich fort kämpfen und in diesem Falle Frankreich sich — nicht für Sachsen, sondern im eignen Interesse am Rheine — am Kriege beteiligen, und schon eine geringe französische Streitmacht ausreichen würde, um die inzwischen der Zahl nach sehr stark gewordenen süddeutschen Truppen einig und unternehmend zu machen. Er wollte aus dem gleichen Grunde Österreich und Baiern mit Landverlust verschont wissen, zugleich aber deshalb, weil er sich die Möglichkeit einer einstigen Verständigung mit dem Wiener Hofe nicht durch Erweckung bleibender Rancüne abschneiden lassen wollte, und weil er für den Verzicht auf Nordbairern ein wertvolles Bündnis mit ganz Baiern einzutauschen hoffte, das die von ihm erstrebte Einigung ganz Deutschlands anbahnen konnte. Und er rechnete richtig. Die Verständigung mit Österreich kam 1879 zu stande, und das schon 1866 abgeschlossene Bündnis mit Baiern half 1870 den Erbfeind im Westen besiegen und verwandelte sich zuletzt in dauernden Anschluß Baierns an den deutschen Norden.

1871 nahm er das Elsaß und einen Teil Lothringens nicht deshalb, weil sie einmal zum deutschen Reiche gehört hatten — „das ist Professorenidee,“ äußerte er, als dieser Grund einmal geltend gemacht wurde —, sondern aus militärischen Beweggründen, d. h. weil die dominirende Lage von Straßburg und der einspringende Winkel von Weißenburg Süddeutschland vom Norden ab schnitten und plötzlichen Überfällen aussetzten. Er ließ aber diese Lande nicht zur preussischen Provinz erklären, wie wohlmeinende Patrioten wünschten, sondern bewirkte, daß sie Reichsland wurden, indem er dadurch den Meid und die

Nachrede der Bundesgenossen, sie hätten einen Eroberungskrieg für Preußen mit führen müssen, vermied, und indem durch das gemeinsame Eigentum des Nordens und des Südens Deutschlands an dieser Eroberung ein gemeinsames Interesse und ein starkes Bindemittel zwischen den Staaten nördlich und denen südlich vom Main geschaffen wurde. Bei jeder Verhandlung über diese und später auftauchende ähnliche Fragen bekundete er die Selbstbeherrschung, die Vorsicht und Rücksicht und den weiten Blick des echten Staatsmannes sowie den mit diesen Tugenden verwandten billigen Sinn, bei keinem derartigen Geschäfte ließ er sich durch Illusion, Gefühl oder Begier von den Beschlüssen, die ihm zweckdienlich und sachgemäß erschienen, ablenken.

Recht charakteristisch sind auch noch folgende Beispiele für diesen Zug seines Charakters und seiner Auffassungsweise. Als im September 1870 ein angesehenes liberales Blatt Berlins über die rücksichtsvolle Behandlung des Kaisers der Franzosen klagte und die Meinung äußerte, die Nemesis hätte gegen diesen unsern Gefangnen, den Mann des zweiten Dezember, den Urheber der Sicherheitsgesetze, den Anstifter des mexikanischen Trauerspiels, den Anzettler des jetzigen greuelvollen Krieges weniger galant sein sollten, der Sieger sei hier nach dem Urteile des Volksgemütes allzu ritterlich gewesen, war der Kanzler dieser Ansicht ganz und gar nicht. „Das Volksgemüt, die öffentliche Meinung“, sagte er lächelnd, „denkt allerdings so. Die Leute verlangen, daß bei Konflikten der Staaten der Sieger sich mit dem Moralkodex in der Hand über den Besiegten zu Gericht setze und ihn zur Strafe ziehe für das, was er gegen ihn begangen, womöglich auch für seine Sünden gegen Dritte. Das ist aber ein ganz ungehörliches Verlangen. Die Begriffe Strafe, Lohn, Rache gehören nicht in die Politik. Diese darf der Nemesis nicht ins Handwerk pfeuschen, nicht das Richteramt üben wollen. Das ist Sache der göttlichen Vorsehung. Die Politik hat nicht zu rächen was geschehen ist, sondern zu sorgen, daß es nicht wieder geschehen kann. Sie hat sich unter allen Umständen einzig und allein mit der Frage zu beschäftigen: was ist hierbei der Vorteil meines Landes, und wie nehme ich diesen Vorteil am besten wahr? Sie hat sich in diesem Falle zu fragen: wer wird nützlicher für uns sein, ein schlecht behandelter Napoleon oder ein gut behandelter? Die Möglichkeit ist doch nicht ausgeschlossen, daß er einmal wieder obenauf kommt.“ Ähnlich äußerte er sich in Versailles, als sein Vetter, der Graf Bismarck-Böhlern, in Betreff der Verhaftung Johann Jacobys, des bekannten Königsberger Demokraten seine Befriedigung aussprach, daß man „den faulen Schwäger endlich eingespunden.“ Der Kanzler erwiderte: „Ich freue mich darüber ganz und gar nicht. Der Parteimann mag das thun, weil seine Rachegefühle dadurch befriedigt werden. Der politische Mann kennt solche Gefühle nicht. Der fragt nur, ob es nützt, wenn ein Gegner gemißhandelt wird.“

Noch ein letztes Beispiel, das in spätere Zeit gehört. Als der Abgeordnete

Virchow im Dezember 1881 dem Kanzler den Vorwurf machen zu dürfen glaubte, er sei inkonsequent gewesen, (inkonsequent heißt im Wörterbuche des Deutschfreisinn, der die Inkonsequenz zu den sieben Todsünden des Politikers zählt, wer niemals belehrbar, der Belehrung durch Thatsachen zugänglich ist), indem er vom Kampfe mit den Ultramontanen abgelassen, den er eine zeitlang betrieben habe, erhielt er zur Antwort: „Jeder Kampf hat seine Höhe und seine Tiefe. Aber kein Kampf im Innern, zwischen einer Partei und der Regierung, kein Konflikt kann von mir als eine dauernde und nützliche Institution behandelt werden. Ich muß ja Kämpfe führen, aber doch nur zu dem Zwecke, Frieden zu erlangen. Diese Kämpfe können sehr heiß werden, und das hängt nicht immer von mir allein ab, aber mein Endziel ist dabei doch immer der Friede. Wenn ich nun glaube, diesem Frieden in der heutigen Zeit mit mehr Wahrscheinlichkeit nahe zu kommen, als in der Zeit, wo des Kampfes Hitze entbrannte, so ist es ja meine Pflicht, dem Frieden meine Aufmerksamkeit zuzuwenden, nicht aber weiter zu fechten, bloß um zu fechten wie ein politischer Raufbold. Kann ich ihn haben, den Frieden, kann ich auch nur einen Waffenstillstand, wie wir deren ja gehabt haben, die Jahrhunderte gedauert haben, durch einen annehmbaren modus vivendi erlangen, so würde ich pflichtwidrig handeln, wenn ich das nicht acceptiren wollte.“ Ähnliches hat er während der letzten Jahre des Kulturkampfes noch mehr als einmal gesagt.

Diese staatskluge Billigkeit war es, die gegen den Wunsch und Willen des Kronprinzen und seiner Freunde das deutsche Reich in Versailles zu stande brachte, so wie es geschehen mußte, nicht mit Gewalt und Drohung, nicht mit mittelbarem oder unmittelbarem Zwang, sondern durch Vereinbarung auf gutlichem Wege, durch Nachgiebigkeit, der dann Nachgiebigkeit von der andern Seite entsprach, und die hier weder Verstimmung noch Hintergedanken für die Zukunft zurückließ. Mit dieser Eigenschaft allein konnte, wie die Dinge lagen, das neue Reich mit Aussicht auf Dauer gegründet, mit ihr allein konnte es bis jetzt zusammengehalten werden, und wurde es in der That durch Vertrauen, Zufriedenheit und guten Willen Aller wie mit goldenen Klammern zusammengehalten.

